

böhlau

Allerheyligh
en Sand Stef
Turn vnd an-
kait, Elbgunn

Thuemkirch-
fan Alt dem
der schigklig-
deruebt, ꝛc.



St. Stephan in Wien

*Der Bau der gotischen Kirche
(1200–1500)*

Barbara Schedl

Barbara Schedl, St. Stephan in Wien

böhlau

Barbara Schedl, St. Stephan in Wien

Barbara Schedl, St. Stephan in Wien

Barbara Schedl

St. Stephan in Wien

Der Bau der gotischen Kirche
(1200–1500)

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung: Holzschnitt aus dem Wiener Heiligthumsbuch von 1502
©unidam

ISBN 978-3-205-20322-3

© 2018 by Böhlau Verlag GesmbH & Co.KG, Wien Köln Weimar
Kölblgasse 8–10, A-1030 Wien
Vandenhoeck & Ruprecht Verlage
www.boehlau-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Korrekturat: Matthias Stangel, Rommerskirchen
Umschlaggestaltung: Michael Haderer, Wien
Satz und Layout: Bettina Waringer, Wien

Inhalt

Vorwort	9
Die gotische Kirche im Bau – Ein Forschungsdesiderat . . .	11
Das Stadtkonzept und der Baubeginn von St. Stephan. . . .	15
St. Stephan im 13. Jahrhundert	21
Kirche und Pfarrhof.	21
Riesentor und Stadtrechtsprivileg	26
Pfarrer Gerhard und die Pfarrorganisation	30
Der Chorbau	36
Der Stephansplatz und der Grundstückserwerb zum Chorbau	36
Das Zwettler Stifterbuch	39
Der Bauverlauf und die Beispielbarkeit des Hallenchores	42
Das Konzept von Herzog Rudolf IV.	49
<i>der ersten stiftt gar ze chlain und unvervenchlich darzu wer gewesen</i>	49
Der architektonische Entwurf für das „Allerheiligenprojekt“	52
Die Finanzierung	54
Altäre, Grablege und Liturgie	56

Die rudolfinische Baustelle – Eine Zusammenfassung	64
Der Kirchenbetrieb und die Baustelle – Die Kirchmeisterrechnungen	75
Das Kirchenvermögen und das Kirchmeisteramt	75
Die Buchführung und das Budget	79
Die Stephanskirche um 1400	93
Der Baufortgang im 15. Jahrhundert	103
Der Südturm und sein Nutzen	103
Die Bauetappen des Langhauses bis 1430 und die liturgische Bespielung	110
Kultisches Zentrum und die „Neue Sakristei“	114
Stiftungspraxis und finale Bauarbeiten im Langhaus	116
Nordturm, Dach und die Situation um 1500	124
Der Lettner von 1340 bis 1500.	133
Der Bau der Maria Magdalenakapelle und der <i>freithof</i>	136
Der Kapellenkomplex bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts.	136
Umgestaltung und Nutzungswandel	143
Kult und Außenraum	148
Vom <i>Altan</i> zum Heilumsstuhl und der Reliquienschatz.	148
<i>goczlechnam</i> , Prozessionen und das Heilige Grab.	152

Anhang	159
Liste der amtierenden Kirch- und Baumeister	159
Das Münzwesen in Wien vom 13. bis 15. Jahrhundert	161
Übersicht der produzierten Werkstücke	162
Die Kirchmeisterechnung von 1412	170
Vermerk der <i>gestifteten Meß</i> aus dem Jahr 1488.	207
Verzeichnis der Kultobjekte in der Stephanskirche	215
Anmerkungen	219
Quellen- und Literaturverzeichnis	275
Internetreferenzen	287
Abkürzungen	287
Tafelteil	289
Abbildungsnachweis	307
Danksagung	308
Register	310

Barbara Schedl, St. Stephan in Wien

Vorwort

Die Baugeschichte des Stephansdomes scheint ein schon abgeschlossenes Kapitel der Kunstgeschichte Wiens zu sein. Es gibt eine Vielzahl von schriftlichen Quellen und Nachrichten über den Bauverlauf. Es mangelt nicht an geschichtlichem Material, aber bei nicht wenigen Publikationen zur Baugeschichte von St. Stephan wurden nicht alle Nachrichten, die zugänglich wären, herangezogen. Die bisherigen Darstellungen des Bauverlaufs und auch des Interieurs der Kirche haben die schriftliche Überlieferung keineswegs vollständig aufgearbeitet. Barbara Schedl hingegen stellt den Entstehungsprozess der Kirche wesentlich differenzierter dar, als dies bisher geschah.

Heute ist St. Stephan als Bauwerk der Mittelpunkt der Stadt. Der hohe Südturm, Jahrzehnte lang das höchste Bauwerk Österreichs, und das hochaufragende Dach sind bis heute ein Blickfang; sie wurden zum Symbol der Stadt. Die Untersuchung von Barbara Schedl stellt das Werden von St. Stephan als gotischer Bau zugleich in die Entwicklungsgeschichte des Stadtbildes. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts war der Bauplatz der Stephanskirche in einer ausgesprochenen Randlage östlich der Reste der römischen Besiedlung. Das kirchliche Zentrum war eigentlich die „Schottenkirche“ auf der donauseitigen, d.h. westlichen Seite des ehemaligen Legionslagers Vindobona.

Nach und nach entstand aus der Pfarrkirche der Wiener und Wienerinnen im Osten des Römerlagers die Kirche des Landesfürsten, 1365 ausgezeichnet durch ein Kollegiatkapitel. Seit 1469 ist St. Stephan Bischofskirche und Kathedrale. Dieser Bedeutungszuwachs zeigt sich auch in der Baugeschichte, die Barbara Schedl sehr deutlich nachzeichnet.

„Der Bau der gotischen Kirche“ lautet der Untertitel. Wenn man auf die Jahreszahlen 1200 bis 1500 achtet, dann ist damit auch angedeutet, dass St. Stephan in einem gewissen Sinn immer eine Baustelle war. Das liturgische Leben musste sich in viele Provisorien fügen. Zugleich formte die zentrale Bedeutung der Domkirche auch das Umfeld. Barbara Schedl bezieht auch den Bau der Magdalenakapelle auf dem *freithof* in ihre Darstellung ein, sowie den Heilstumsstuhl zur Präsentation der im Mittelalter so hochgeschätzten Reliquien.

Die Arbeit von Barbara Schedl wird gewiss in Zukunft die geschichtlichen Darstellungen unserer Domkirche bereichern und bunter machen.

emer. Domkustos emer. Univ.-Prof.
Dr. Josef Weismayer

Die gotische Kirche im Bau – Ein Forschungsdesiderat

Als Pfarrkirche der Wiener und Wienerinnen, Repräsentationsobjekt der Landesfürsten und schließlich Bischofskirche hat sich das Aussehen von St. Stephan über mehrere Jahrhunderte historisch verändert; die Großbaustelle stellte über Generationen hinweg einen wichtigen ökonomischen Faktor für Wien dar.¹

Die kulturhistorische Bedeutung und Wirkung der Stephanskirche ging weit über das mittelalterliche Territorium der Habsburger hinaus. Der schlanke hoch aufragende Turm und das markante steile Dach prägten die Silhouette von Wien und wurden bereits im 15. Jahrhundert zu rasch erkennbaren Stadtzeichen, die zahlreiche Darstellungen der Stadt dokumentieren.² St. Stephan gehört damit zu den symbolkräftigsten Baudenkmalern Österreichs und repräsentiert vielfältige Aspekte der Stadt und des Landes.

Seit ca. 200 Jahren beschäftigt sich die Forschung mit der Baugeschichte von St. Stephan, ging von einer Reihe von Vorgängerbauten an derselben Stelle aus und meinte mit Herzog Rudolf IV. dem Stifter (1358–1365) einen großzügigen Bauherrn der gotischen Kirche gefunden zu haben, die von dem Baumeister Hans Puchsbaum (ca. 1390–1454) vollendet wurde.³ Die sogenannte *Herzogswerkstatt* soll damals auch, wohl im Auftrag Rudolfs IV., für die figurale Ausstattung der Kirche gesorgt haben, wozu im allgemeinen das Singer- und Bischofstor des Kirchenlanghauses, die Fürstenfiguren am Südturm und der Westfassade sowie die Liegefiguren des Fürstenpaares am Kenotaph gezählt werden.⁴

So sehr die zahlreichen Publikationen zur Errichtung der Stephanskirche, ihrer vermeintlichen Vorgängerbauten oder ihrer Ausstattungsgeschichte auf den ersten Blick überzeugen mögen,

so sehr basiert die Interpretation des Bauverlaufs und des Interieurs auf einer scheinbar aufgearbeiteten schriftlichen Überlieferung. Bei genauer Betrachtung zeigt sich, dass nicht alle für die Argumentation notwendigen Schriftquellen herangezogen oder im Kontext erfasst, ihr Aussagewert beziehungsweise ihre Authentizität geprüft wurden. Das erstaunt insofern, als das Material zur Wiener Stephanskirche grundsätzlich in einer unverhältnismäßig großen Dichte vorhanden ist.

Zum einen hinterließ die Bauhütte bzw. Kirchenfabrik von St. Stephan im Vergleich zu anderen mittelalterlichen Bauunternehmungen des deutschsprachigen Bereichs wohl den quellenstärksten Bestand an Plandokumenten.⁵ Ebenso existieren Rechnungsbücher der Kirchenbaustelle, die zu einem großen Teil ediert vorliegen, bislang aber nur am Rande für das Baugeschehen und den Kirchenbetrieb ausgewertet wurden.⁶ Zum anderen können aufgrund der unterschiedlichen historisch gewachsenen Nutzungskonzepte der Kirche während ihres Ausbaues – Pfarrkirche, Grablege der Habsburger ab 1362, Sitz der Universität ab 1365 sowie Bischofskirche ab 1469 –, eine Fülle von weiteren schriftlichen Dokumenten in die Rekonstruktion des mittelalterlichen Geschehens miteinbezogen werden.

Die vorliegende Studie zum Bau der Wiener Stephanskirche basiert erstmals in der langjährigen Forschungsgeschichte zur Wiener Stephanskirche auf einer systematisch erfassten Dokumentation der Schriftquellen, die sich auf den Zeitraum vom Ende des 12. bis Mitte des 16. Jahrhunderts – also der Entstehungszeit des Gotteshauses – begrenzt.⁷ Das ausgewertete Material beinhaltet Texte zu Rechtsgeschäften (Stiftungen, Testamente, Ablässe, Weihurkunden), Verwaltungsschriftgut (Baurechnungen, Rechnungen der Stadt Wien, Inventare), erzählende Quellen (Chroniken, Kalendarien) und Beschreibungen. Diese Quellentexte geben „gegen den Strich“ gelesenen Aufschluss über den Baufortgang des

Gotteshauses im Hinblick auf Ressourcenmanagement der Baumaterialien und Arbeitskräfte. Sie geben auch Auskunft über nicht mehr existierende Bildwerke und Kultobjekte, wie z.B. die Altäre oder das Sakramenthaus und lassen so die Kirchenmöblierung zu einem guten Teil rekonstruieren.

Aber es geht nicht allein um die Auswertung der Quellen hinsichtlich des Baugeschehens und Interieurs, sondern auch um eine Darstellung kultureller Gruppenbildung und die Sichtweise des Geschehens in zeitgenössischer Perspektive. Wie erlebten Laienpublikum, Klerus, hohe und niedrige Würdenträger die Baustelle? Wie wurde sie liturgisch genutzt? Wer war für den Baufortgang verantwortlich? Wie wurde dieser abgewickelt und wie finanzierte sich das große Bauvorhaben?

Landesfürstliche, adelige und bürgerliche Stiftungen ebenso wie erzählende Quellen verweisen auf die in den Bau involvierten sozialen Gruppen sowie deren Intensionen und geben Auskunft über gemeinschaftsbildende Vorstellungen der mittelalterlichen Menschen bei diesem generationenübergreifenden Bauprojekt. Es lassen sich unterschiedliche Konzepte an der Großbaustelle rekonstruieren, die zeigen, wie die Bevölkerung während des Bauverlaufs die Kirche für die Pfarrliturgie, Gedächtnisfeierlichkeiten, Prozessionen, Versammlungen und vieles mehr nutzte.

Es darf gleich vorweggenommen werden, dass der Entstehungsprozess der Kirche wesentlich differenzierter dargestellt werden muss, als dies bisher geschah. Zum einen ist die generationenübergreifende Großbaustelle generell in den Kontext des städtebaulichen Konzepts zu stellen. Zum anderen gilt es liturgische, repräsentative, religiöse und schlichtweg praxisbezogene, alltagstaugliche Motivationen zu beachten. Bestehende Rekonstruktionsvorschläge zum Bauverlauf von St. Stephan sind vor allem hinsichtlich der chronologischen Abfolge bei der Errichtung einzelner Bauabschnitte und der zeitlichen Dimension zu korrigieren. Zu berücksichtigen

sichtigen sind zudem provisorische Zwischenlösungen, wie z. B. der langjährige liturgische Gebrauch von Rohbauten oder hölzernen Notbehelfen. Ein weiterer wesentlicher Aspekt ist, dass der architektonische Entwurf nicht isoliert von Kleinarchitekturen, Bildwerken und Kultobjekten gesehen werden kann, will man den mittelalterlichen Bauprozess in seiner Gesamtheit erfassen. Und letztendlich kann aufgezeigt werden, dass sich nur vereinzelte von Herzog Rudolf IV. angeordnete liturgische Bestimmungen durchsetzten. Zahlreiche Riten wie Reliquiendarbietungen, Prozessionen und kultisches Spiel, die gegen Ende des 15. Jahrhunderts und zu Anfang des 16. Jahrhunderts einen religiösen Höhepunkt erfuhren, wurden bereits weit vor der Fertigstellung des Gotteshauses in den 1430er Jahren von der städtischen Elite gepflegt.

Das Stadtkonzept und der Baubeginn von St. Stephan

Die Erhebung der Babenberger Mark zum Herzogtum im Jahre 1156 brachte für Wien enorme infrastrukturelle Veränderungen. Der Babenberger Heinrich II. (reg. Markgraf von Österreich 1141–1156; Herzog von Österreich 1156–1177), dem dieser politische Schachzug gelang, residierte bis dahin – als Bayernherzog (reg. 1143–1156) – in Regensburg, der alten Römerstadt.⁸ Er begann nach diesem Vorbild, Wien als neue Residenzstadt auszubauen, dessen Gebiet sich damals auf dem ehemaligen Areal des römischen Legionslagers, Vindobona, erstreckte.

Zunächst wurde die Befestigung der Stadt, die größtenteils aus der alten Römermauer des Legionslagers bestand, saniert.⁹ Innerhalb dieser Befestigungsanlage ließ Heinrich II. die herzogliche Pfalz „Am Hof“ errichten. Und außerhalb der Legionsmauer gegenüber des tiefen Stadtgrabens siedelten sich ab 1155 iroschottische Mönche an. Der Babenberger stattete seine Klostergründung reichlich mit Grundbesitz aus; die Mönche stellten Verwaltungs- und Gelehrtenpersonal für den herzoglichen Hof, versorgten Reisende und Pilger so wie es die *Regula Benedicti* vorschrieb; ihnen oblag die geistliche Versorgung der landesfürstlichen Familie und Teilen der Stadtbevölkerung, waren sie doch unter anderem im Besitz der alten Wiener Kirchen – Maria am Gestade, St. Ruprecht und St. Peter, die sich innerhalb der alten Stadtmauer befanden.¹⁰ Später sollte das Privileg der seelsorgerischen Betreuung, aber auch das dem Schottenkloster vom Papst Lucius III. im Jahr 1185 zugestandene Recht, Fremde, Reisende und Gäste, die in Wien starben, bei sich zu begraben, zu Konflikten mit der neuen Pfarre Wiens, der Stephanskirche, führen.

Seit dem 11. Jahrhundert lassen sich Siedlungsaktivitäten im Südosten des Reiches, der Babenberger Mark allgemein und besonders im Wiener Raum, feststellen. In dem jetzt nach Osten zu den Ungarn gesicherten Gebiet ging es um Besitzansprüche der unterschiedlichen kirchlichen Machtträger (Erzbistum Salzburg, Abtei St. Peter, Bistum Passau) und ihrer Gefolgsleute.¹¹ In diesem Zusammenhang dürften die ältesten Kirchen Wiens als Eigenkirchen entstanden sein. 1137 wird die Wiener Peterskirche in einem Vertrag, dem sogenannten Mauterner Tauschvertrag, zwischen dem Passauer Bischof und dem Babenberger Markgrafen Leopold IV. (reg. 1136–1141) das erste Mal urkundlich erwähnt.¹² Damals war die Peterskirche im Besitz der Babenberger. Der Vertrag regelt nun den Tausch der Peterskirche mit einem Teil ihres Ausstattungsgutes an den Passauer Bischof sowie die künftige Organisation des Kirchenwesens in Wien, das dem Pfarrer von Wien unterstellt werden soll. Ob die Peterskirche damals tatsächlich an den Passauer Bischof übergeben wurde, ist nicht bekannt; 1161 war sie jedenfalls gemeinsam mit der Ruprechtskirche und Maria am Gestade wieder im Besitz des Babenbergers Heinrich II., der sie samt deren Ausstattungsgut seiner Gründung, dem Schottenkloster, übertrug.¹³

Die erwähnte Urkunde von 1137 ist aber wegen eines anderen Aspekts von Interesse, wird sie doch immer wieder mit der Stephanskirche in Zusammenhang gebracht. Denn die Bestimmungen dieses Schriftstückes über die zukünftige Organisation des Kirchenwesens in Wien wurden dahingehend interpretiert, dass die Errichtung einer neuen Pfarrkirche, nämlich St. Stephan, unmittelbar bevorstand.¹⁴ Dem ist entgegenzuhalten, dass die Stephanskirche in dem Urkundentext gar nicht genannt wird und dass die im Text von 1137 niedergeschriebenen Anordnungen zur künftigen Pfarrorganisation aus heutiger Sicht interpretiert werden. Allgemein betrachtet fällt die Ausstellung des Tauschvertrages nämlich in eine für den Landesausbau und die allmähliche Lan-

deswerdung der Babenberger Mark maßgebliche Phase: Die präkäre Grenze des Reiches im Osten wurde in dieser Zeit strategisch gesichert; es erfolgten Rodungs- und Siedlungstätigkeiten, Gründungen zahlreicher Klöster verschiedener Orden und der Ausbau von Märkten und Städten sowie der Aufbau einer kirchenrechtlichen Organisation, was mit einer vehementen Durchsetzung von Grund- und Besitzrechten der einzelnen Protagonisten verbunden war. So ist wirklich bedeutend an dem Schriftstück von 1137, dass erstmals Kontakte zwischen den Babenbergern, dem Passauer Bischof und der Stadt Wien fassbar sind. Es wird also ein erster Versuch unternommen, die Pfarrorganisation zu regeln, ein Vorhaben, das am Anfang einer längeren Entwicklung steht und das, wie noch zu zeigen sein wird, erst im 13. Jahrhundert wohl kontinuierlich, jedoch nicht immer konfliktfrei umgesetzt wird.

Die den Schotten vom Babenbergerherzog verliehenen Besitzungen sowohl in der Stadt als auch in Niederösterreich und die daraus gewonnenen Einnahmen ermöglichten es, Mittel für die Bautätigkeit und für die Ausstattung von Kloster und Kirche zu sichern.

Der Bauplatz des Schottenklosters war strategisch gut gewählt, lag er doch an der Limesstraße, dem alten römischen Verkehrsweg, der von der berühmten Gründung Markgraf Leopolds III. (reg. 1095–1136) in Klosterneuburg¹⁵ entlang der zur Donau hin hochwassersicheren Geländeterrasse über Nußdorf in die Währingerstraße zum Schottenkloster und weiter über die Herrengasse, den Michaelerplatz, die Augustinerstraße zur Kärntnerstraße führte.

1177 wurden die östlichen Teile der Schottenkirche bereits liturgisch genutzt, wurde doch der Stifter Heinrich Jasomirgott im Presbyterium beigesetzt. 1190 stellte der Babenbergerherzog Leopold V. (reg. Herzog von Österreich 1177–1194) eine Urkunde *in porticu Scottorum*¹⁶ – also im Westwerk der Kirche – aus; im Jahr 1200 weihte man die Klosteranlage. In diesem Jahr wurde dem Kloster

auch eine Besitzbestätigung vom Herzog ausgestellt.¹⁷ Bei dem Bau handelte es sich um eine Pfeilerbasilika mit Chorquadrat und Rundapsis. Das Querschiff trat leicht hervor; hatte zwei Nebenapsiden und über der Vierung erhob sich ein Turm. Am südlichen Seitenschiff gab es im westlichen Joch ein Portal, das auf den Klosterfriedhof, die heutige Freyung, führte. Der Kirche war gegen die Limesstraße ein Querbau, also ein Westwerk, mit einem kleinen Platz, der sich heute noch topographisch abzeichnet, vorgelagert. Die älteste Darstellung des Wiener Schottenklosters im „Babenberger-Stammbaum“ in der Stiftsgalerie Klosterneuburg zeigt an der Westseite der Basilika diesen monumentalen Baukörper mit einem mächtigen Rundbogenportal.

Der Babenbergerherzog Leopold VI. (reg. 1194–1230) bemühte sich beim Papst, wohl in der Absicht seine Länder vom Passauer Bischof selbständig zu machen, in Wien einen Bischofsitz einzurichten und wandte sich bereits vor 1207 mit einem Schreiben nach Rom. Begründet wurde dies vornehmlich mit der immensen Ausdehnung des Passauer Bistums, weshalb den seelsorgerischen Pflichten in den babenbergischen Herzogtümern schwer nachzukommen sei.¹⁸ Der Sitz des Bischofs sollte im Schottenkloster sein. Dieser Plan hätte eine zwangsweise Verlegung der monastischen Gemeinschaft in ein anderes Kloster zur Folge gehabt, so dass sich die Schotten veranlasst sahen, fingierte Urkunden herzustellen.¹⁹ Der babenbergische Bistumsplan scheiterte aber nicht nur am Widerstand der Schotten, sondern auch am Passauer Bischof, der maßgebliche Einkommensverluste befürchtete.

Die nach der Mitte des 12. Jahrhunderts konzipierte Kirche des babenbergischen Klosters war zweifelsohne das größte Bauwerk der aufstrebenden Stadt; sie übertraf in ihren Dimensionen jenen Kirchenbau, der südöstlich der Stadt vor der Mauer – wohl auf Intensionen des Passauer Bischofs – soeben in Bau war: die neue Pfarrkirche der Wienerinnen und Wiener, die Stephanskirche.

Hier im Osten gaben alte Verkehrswege und die Ausmaße des ehemaligen römischen Legionslagers Vindobona die Besiedelung vor.²⁰ Zum einen war dies die Verbindung vom Hafen an der Donau entlang der alten Stadtmauer zum Kreuzungspunkt mit der Limesstraße; zum anderen die Verkehrsachse, die aus der Stadt über den Wienfluß nach Südosten führte.

Das Areal des heutigen Stephansplatzes selbst dürfte in der Antike als ziviler Vorort des Legionslager Vindobona genutzt worden sein. Nach dem Rückzug der Bevölkerung im 4. Jahrhundert standen die Bauten für mehrere Jahrhunderte leer, ehe es im 9. Jahrhundert wieder zu einer Neubesiedelung der römischen Ruinen kam. Durch die jüngsten Grabungen in der Stephanskirche konnten ein Friedhof aus dem 9. Jahrhundert sowie Fundamentreste unterschiedlicher Bauwerke aufgefunden werden, die sich allerdings schwer zu einem schlüssigen Gesamtbild ergänzen lassen.²¹

Neben der fortifikatorisch günstigen Situation – die massiven spätantiken Verteidigungsmauern waren ja großteils noch vorhanden²² – und der ausgebauten Verkehrswege spielte auch das Angebot an Baumaterial eine große Rolle, so dass es wohl kaum verwundert, dass Wien in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu einem der beliebtesten Siedlungsplätze im Herzogtum Österreich avancierte. Noch im 13. Jahrhundert berichtet der Beichtvater der Nonnen von St. Maria bei St. Niklas, Gutolf von Heiligenkreuz, in seiner *Translatio Sanctae Delicianae* von gewaltigen, uralten Mauern, die von der einst von den Römern gegründeten Stadt Favianis herrührten.²³ Im „Fürstenbuch“ von Jansen Enikel (1230/40 bis ca. 1290) werden ebenfalls uralte Mauern genannt. Er bezeichnet den „Perchhof“, der nachweislich unter baulicher Einbeziehung der römischen Lagertherme erbaut wurde, als ältestes Gebäude Wiens.²⁴

Neben der Errichtung der beiden großen Sakralbauten – Schottenkloster im Westen, Stephanskirche im Osten – nahm die siedlungsmäßige Verbauung außerhalb des einstigen Lagergeländes

zu, so dass gegen Ende des 12. Jahrhunderts an eine Erweiterung der Stadt gedacht wurde. Geplant wurde die Errichtung einer neuen Stadtmauer, die ein deutlich nach Süden und Westen erweitertes Stadtgebiet einfassen sollte.²⁵ Der Ausbau der neuen Befestigung zog sich über mehrere Jahrzehnte; es galt nicht nur die alten Mauern (des ehemaligen Legionslagers) zu schleifen und den römischen Graben zu planieren, sondern auch Wasserwege umzuleiten. Spätestens als der Babenbergerherzog Friedrich der Streitbare (reg. 1230–1246) im Jahr 1237 die Stadt Wien mehrere Monate belagerte, dürften die Stadtmauer und ihre Wehranlagen fertiggestellt gewesen sein.

Der Immobilienmarkt boomte in der soeben erweiterten Stadt und zentrumsnahe Grundstücke waren schon gegen Mitte des 13. Jahrhunderts rar. Neben der Errichtung und dem Ausbau zahlreicher Klöster oder der neuen herzoglichen Burg beim Widmerstor sowie der Michaelerkirche war eines der größten Bauprojekte und wohl auch ein wichtiger ökonomischer Faktor die Baustelle bei St. Stephan, die das Stadtbild für die nächsten 300 Jahre prägen sollte.

St. Stephan im 13. Jahrhundert

Kirche und Pfarrhof

So ehrgeizig man sich auch bemühte, Aussehen und Funktion der Stephanskirche von den Anfängen an darzustellen, umso mehr muss man zu der Erkenntnis gelangen, dass sowohl das Baukonzept als auch die kirchenrechtliche Bestimmung im 12. Jahrhundert – im Gegensatz zum Schottenkloster – kaum zu rekonstruieren sind. Denn zu ungenau sind die Formulierungen in den Schriftquellen, so überhaupt welche vorhanden sind, und zu komplex sind die archäologischen Befunde der Grabungen aus den Jahren 1945–1948, 1996 und 2000/2001. Aber nicht nur der dürftige und schwierig interpretierbare Quellenbefund erschwert die Darstellung von St. Stephan im 12. Jahrhundert, sondern prinzipiell die Tatsache, dass man sich erst am Anfang einer Entwicklung befand und vieles, das in den folgenden Jahrhunderten selbstverständlich wurde, erst ausverhandelt werden musste.

Fragen nach Bauverlauf, Aussehen und Funktion des Gotteshauses oder allgemein der Kirchenorganisation lassen sich nur lückenhaft beantworten. So wurde ja bereits erwähnt, dass die archäologischen Befunde unterschiedliche Vorgängerbauten an der Stelle vermuten lassen und sich aufgrund der kleinteiligen Grabungsflächen kein schlüssiges Gesamtbild rekonstruieren lässt. Auffällig am archäologischen Befund ist die beträchtliche Achsenverschiebung der römisch-frühmittelalterlichen Fundamentreste zu der Ausrichtung der Mauern im 12. Jahrhundert.

Auch der bereits genannte, 1137 in Mautern ausgestellte Tauschvertrag ist wenig eindeutig mit dem Baubeginn von St. Stephan in

Verbindung zu bringen. Aus dem Urkundentext geht nicht hervor, ob man beabsichtigte, eine Kirche zu errichten, oder wie jüngst postuliert wurde, dass der Vertrag Anlass zur Vergrößerung einer bestehenden Pfarrkirche gegeben hatte.²⁶

Diese Unklarheit kann auch die zweite Schriftquelle nicht beseitigen, die immer wieder für die Darstellung des Baugeschehens der Stephanskirche herangezogen wird. Diese stammt aus dem Jahr 1147 und ist eine Nachricht in der Chronik des Augustiner Chorherrenstiftes Klosterneuburg über die Weihe einer Kirche durch Bischof Regibert von Passau, die dem Pfarrer Eberger unterstellt war, *Reimbertus episcopus Pataviensis dedicavit ecclesiam Wiennensem sub Eberhardo plebano*.²⁷

Bereits Ernst Klebl und Karl Uhlirz haben darauf hingewiesen, dass die Worte *dedicavit* und *plebano* in dem Codex auf Rasur stehen und nicht im Zuge des Haupttextes geschrieben sind, sondern vielmehr vom Hauptschreiber nachgetragen wurden, was möglicherweise 1267 geschehen ist.²⁸ Ursprünglich dürfte dort *obiit* gestanden haben, wie die Vorlage, der Kleinmariazeller Codex, erkennen lässt.²⁹ Ebenso ist der Buchstabe „h“ von Eberhardo ausgebessert; ursprünglich stand dort „g“. Es handelt sich demnach um den „ersten Wiener Pfarrer“ mit dem Namen Eberger, der in anderen Urkunden um die Zeit von 1147 bis 1155 in Wien aufscheint.³⁰

Erst im 13. Jahrhundert häuft sich der Bestand an schriftlichen Nachrichten und architektonisch Fassbarem, sodass ein klares Gesamtbild über den Kirchenbau, seine Funktion und sein Umfeld skizziert werden kann.

Beginnt man chronologisch, so ist zunächst die Bestätigungsurkunde Bischofs Mangold von Passau aus dem Jahr 1214 für die Erbauung der Katharinenkapelle zu nennen.³¹ Diese Kapelle lag, wie aus dem Text hervorgeht, neben dem bischöflichen Anwesen und wurde vom Protonotar des Babenbergerherzogs Leopold VI.,

dem Passauer Kanonikus Ulrich, in seinem Haus mit Zustimmung des Pfarrers von Wien errichtet. (Abb. 1) Im 14. Jahrhundert besaß das Kloster Zwettl dieses Haus, weswegen sich der Name „Zwettler Hof“ einbürgerte. Ulrich bestiftete seine Kapelle mit dem Katharinenaltar äußerst großzügig mit Weingärten, Hofstätten und Häusern in der Stadt Wien. Als Entschädigung für Einkommensverluste aus den Opferstöcken musste der Protonotar Ulrich an die Pfarre von Wien ein Pfund Wiener Pfennige bezahlen. Später wurde das Haus des Ulrichs an die Herren von Greifenstein verkauft; so sind diese bereits 1234 als deren Besitzer nachweisbar.³² Der Priester oder Kaplan, der den Katharinenaltar bespielte, hatte gleich gegenüber der Kapelle ein Wohnhäuschen, wie dem Güterverzeichnis der Katharinenkapelle zu entnehmen ist, *domus capellarii contra capellam*.³³

Das in der Urkunde von 1214 erwähnte Gebäude des Passauer Bischofs ist der 1222 erstmalig genannte Pfarrhof.³⁴ Damals übergab der Passauer Bischof (kurzfristig) seine Rechte am Wiener Pfarrhof an den Herzog Leopold VI. als Sicherheit für die Tilgung einer Schuld. In diese Zeit fällt auch die erste namentliche Erwähnung von St. Stephan, als Herzog Leopold VI. vor Ort eine Urkunde ausstellte, die dem Schottenkloster zu Wien Weingärten, Äcker und Weidrechte bei Pulkau zusprach. Als Zeuge wird ein *Ulricus archidiaconus* genannt.³⁵ Dieser Rechtsakt fand in der Stephanskirche statt [...] *actum publice in ecclesia sancti Stephani Wienne*. Und eine Nachricht vom 11. Mai 1227 berichtet von einem Schiedspruch, den Abt Walter von Melk, der Propst Ulrich von St. Nikola in Passau, der Dekan Kuno von Salzburg, der Pfarrer Heinrich von Wien und Magister Ulrich, Protonotar des Herzogs von Österreich, im Karner (am *Stephansfreithof*) fällen.³⁶ Zuletzt ist eine Urkunde aus der Regierungszeit des Abtes Heinrich (reg. 1227–1233) vom Zisterzienserstift Zwettl zu nennen, aus der hervorgeht, dass das Kloster in Wien einen Hof hatte.³⁷ Dieser Klosterhof lag

beim Friedhof von St. Stephan *apud cimiterium in dote ecclesie sancti Stephani Wiennensis*.³⁸ Gewaltsam entzog der Babenbergerherzog Friedrich II. der Witwe Wilchindis diesen Hof, den sie und ihr verstorbener Mann, Magister Johannes, vom Kloster Zwettl zu Leibgeding erhalten hatten.³⁹

Aus den erwähnten Schriftquellen sind zwei Aspekte herauszulesen: Zum einen wird die in Wien angestrebte Kirchenorganisation mit St. Stephan als Hauptpfarre unter dem Patronat des Passauer Bischofs erkennbar. Zum anderen lässt sich ein klares architektonisches Bild über das verbaute Areal und die Funktion des Ensembles zeichnen. (Abb. 1) Die bischöfliche Liegenschaft war relativ klein; sie reichte im Norden bis zur heutigen Wollzeile. Dort lag der Pfarrhof. Südlich wurde das Areal von der Stephanskirche mit einem schmalen Friedhof sowie dem Karner abgeschlossen.⁴⁰ An die östliche Grundstücksgrenze stießen das Haus des Protonotars Ulrich mit der Katharinenkapelle und dem Priesterhäuschen, ferner der Klosterhof der Zwettler Zisterzienser. Der Friedhof dürfte sich nordöstlich und mit einer schmalen Fläche im Süden um die Kirche erstreckt haben. Die in den Schriftquellen genannten Gebäude und Begräbnisstätten machen deutlich, dass bei St. Stephan zumindest das Begräbnisrecht ausgeübt wurde.⁴¹

Anders verhält es sich mit den Patronatsrechten, denn diese waren keineswegs so eindeutig geklärt.

Das zeigt ein Streit zwischen dem Babenbergerherzog Leopold VI. und dem Passauer Bischof, der um 1215 eskalierte.⁴² Wohl im Zuge seiner Bestrebungen, einen von dem Bistum Passau unabhängigen Bischofsitz im Wiener Schottenkloster einzurichten, dürfte der Herzog versucht haben, auch das Patronat der Pfarre von Wien an sich zu bringen. 1215 wurde der Streit von dem Stauferkaiser Friedrich II. zugunsten des Bischofs entschieden und Leopold VI. musste auf seine Ansprüche verzichten. Trotz oder wegen dieser Angelegenheit zeigte der Babenbergerherzog wohl Präsenz

auf dem bischöflichen Areal, als er am 30. März 1220 eine Urkunde zugunsten des Schottenklosters in der Stephanskirche ausstellte oder als der Bischof dem Herzog Rechte am Pfarrhof in Wien abtrat.

Und auch unter Leopolds Nachfolger, Herzog Friedrich II., lässt sich feststellen, dass der Passauer Bischof *de iure* das Patronat über St. Stephan besaß, *de facto* das Recht vom österreichischen Herzog ausgeübt wurde. So war der erstmals 1239 als Pfarrer von Wien genannte Leopoldus gleichzeitig auch Protonotar des Herzogs und zeichnete in zahlreichen Urkunden, die der Herzog ausstellte, als Zeuge.⁴³

Auch wenn der Herzog 1240 beteuerte, kein Recht an St. Stephan zu haben und dass die Ernennung seines Protonotars als Pfarrer von Wien aufgrund einer besonderen Bitte seinerseits an den Bischof erfolgte, lässt sich aufgrund des Quellenbefundes in der Folge ein differenzierteres Bild zeichnen.⁴⁴

Dies zeigt sich unter anderem in dem 1244 ausgestellten Stadtrecht für Wien.⁴⁵ In dem Dokument bestätigte der Babenbergerherzog Friedrich II. die Bestimmungen des Stadtrechts von 1221, fügte jedoch einen weiteren Passus hinzu, der die Bestrafung von Ehebruch regelte. Nicht der Stadtrichter, sondern der Pfarrer von Wien hatte diese zu festzulegen.

Ob der letzte Babenbergerherzog tatsächlich plante, an der Stephanskirche einen Bischofssitz einzurichten, oder vielleicht doch das Schottenkloster dafür auserwählt war, lässt sich nicht beantworten. Man weiß nur, dass Papst Innozenz IV. – zu dem offensichtlich durch den Protonotar des Herzogs Leopoldus ein sehr guter Kontakt zur Kurie bestand⁴⁶ – im März 1245 zwei Bullen ausstellte, deren Inhalt der Wiener Bistumsplan war. In der ersten erteilte er dem Babenbergerherzog die Erlaubnis, die Gebeine des „Hl. Koloman“ an den Ort zu übertragen, wo ein Bischofssitz errichtet werden sollte.⁴⁷ In der zweiten Bulle vom selben Tag beauf-